Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 192

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VORARLBERG

Für Landratten und Süsswassermatrosen

Am 29. Mai fand die feierliche Eröffnung des neuen Hafengeländes in Bregenz statt. Das 70'000-Quadratmeter-Areal wurde umgestaltet, teils durch Neubauten, teils durch Veränderung der Nutzungsweise der Flächen. Als alter Bregenzer, der in den langen Jahren, in denen er in der Innenstadt wohnte, fast jeden Tag am Seeufer flanierte und den Abschnitt zwischen Festspielhaus und Pipeline nun wirklich wie die sprichwörtliche Westentasche kannte, erscheint mir die Verschiebung der Proportionen zwischen Wegen, Rasen und freien Plätzen viel radikaler als die Neubauten. Der Bregenzer Hafen – der einzige städtische Hafen am österreichischen Bodenseeufer – sieht seit diesem Frühjahr nun wirklich ganz anders aus als zuvor.

Die lange umstrittene «Welle» – das neue Abfertigungsgebäude für die Bodenseeschifffahrt – ist nach einigen Abänderungen des Plans recht elegant geworden; wie funktional sie ist, wird sich noch herausstellen. Die Winzigkeit der Toiletten ist in einem Haus, in dem auch ein Café untergebracht ist, jedenfalls schon einmal ein deutliches Manko. Daran, dass der gläserne, aber natürlich nicht wirklich transparente Bau an einer Stelle, an der man freie Sicht gewohnt war, einen optischen Querriegel für den Seeblick darstellt, wird man sich gewöhnen. Ob man die «Welle» überhaupt gebraucht hätte, wird sich erst herausstellen. Mir scheint sie der gewohnten Grossmannssucht der Bregenzer zu entsprechen; dass die Bodenseeschifffahrt hier einen derartigen Aufschwung nehmen wird, dass die bisherigen Abfertigungsanlagen nicht mehr ausgereicht hätten, halte ich für unwahrscheinlich.

Auf das runde Ende der alten Mole hat man einfach eine eckige Betonplatte gesetzt, deren Ränder vorstehen – vor allem von einlaufenden Schiffen aus sieht das unmöglich aus; man braucht kein grosser Ästhet zu sein, um sich an den Kopf zu greifen. Und die beiden neuen Leuchttürme dürften von einem Planer stammen, der noch an das alte Loos-Motto glaubt, Ornament sei ein Verbrechen. Eine derartige Schmucklosigkeit – die Dinger sehen aus wie Hocker mit unendlich verlängerten Beinen – ist aber auch eines. Die alte Konstruktion war dagegen selbst in ihrem verrosteten und dreckigen Zustand ein Augenschmaus. Sogar die einstige Idee, den Leuchtturm einer Festspielkulisse als echten Leuchtturm verwenden zu wollen, kommt mir heute nicht mehr ganz so absurd vor wie damals. (Dieser Leuchtturm steht heute beim Technischen Museum in Wien.)

Kunst wird es im neuen Hafenareal auch geben. Eines der drei Kunstwerke ist bereits aufgestellt: die Bronzeplastik «Hommage an Brigantium» von Herbert Albrecht. Ein paar Kunsteindrücke hatte ich auch von Ensembles, die eigentlich nicht so gedacht sind: Wenn die grosse, disproportionierte «Seekönigin» hinter der «Welle» liegt, sieht es aus, als hätte der verstorbene Buntmaler Hundertwasser auch mal etwas Monochromes entworfen, die Kurven der «Welle» scheinen sich in jenen des Schiffes zu einem Hundertwasser'schen Gesamtkunstwerk fortzusetzen. Im Moment sieht es aber so aus, als ob die «Seekönigin», deren Übergrösse als einer der Hauptgründe für die Umgestaltung der Hafenbecken galt, nun doch eher wieder an ihrer vorigen Anlegestelle beim alten Hafengebäude liegt, wo sie ein bisschen weniger monströs wirkt als in der Mitte des Hafens. Ausserdem wurde darüber gemunkelt, dass sie überhaupt einen anderen Heimathafen bekommen könnte.

Mein zweiter von Kunsterfahrungen bestimmter Eindruck war der, dass der grosse leere Platz vor dem alten Hafengebäude in der kalten Jahreszeit, wenn die Kleinstadt Bregenz wieder menschenleer wird, wahrscheinlich recht de-Chirico-haft aussehen wird. Da das Zumthor-Kunsthaus und das Landesmuseum (dessen Umbau unlängst begonnen hat) sich in Sichtweite befinden, wird der Bregenzer Hafen noch eine richtige Kunstmeile (für einen richtigen Hafen fehlt allerdings ein Puff – das früher auch hier platzierte «Freudenhaus» hiess ja bloss so). Mit einer Kunstmeile hatten der Milchpilz (am Bahnübergang zum neuen Hafen) und das verschwundene Fahnenrondell nicht mehr mithalten können.

KURT BRACHARZ, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

APPENZELL

Was wäre, wenn ...

Schau ich heute aus dem grossen Fenster, kann ich ausser einer Unschärfe in Weiss und hunderten, nein tausenden von einzelnen, der Schwerkraft gehorchenden Tropfen nichts, aber auch gar nichts wahrnehmen. Hinauslehnen ist nicht angesagt. Inmitten einer triefenden Wolke die Tage verbringen zu müssen, kann depressiv machen. Dieses Wetter herrscht schon seit Tagen, ja gar Wochen. Als ob es einen geheimen Plan gäbe, das Appenzellerland wegzuschwemmen und in Nebel aufzulösen. Diesen Gedanken

... der Säntis flach wäre? Bild: pd

weiterspinnen? Sich vorstellen, was dann wäre? Die Grenzen würden sich buchstäblich im Wasser auflösen und bachab geschwemmt werden. Im Rheintal unten könnten Innerrhoder und Ausserrhoder wild durcheinandergeschüttelt und vermischt wiedergefunden werden – dort, wo sie uns mit Giftklasse eins und zwei bezeichnen, wären wir dann einfach ein Giftgemisch! Nicht vorzustellen die Katastrophe, die sich da anbahnen könnte. Schlimmer als die Appenzellerkriege. Die Vorarlberger täten erst wieder in Wien zu rennen aufhören. Das Schlimmste, was aber passieren würde: Die Kantonsgrenzen wären einfach weg, aufgelöst. Das würde bedeuten, die lange gewachsenen und gepflegten Unterschiede wären nichtig, wären plötzlich ohne Wirkung. Es gäbe kein «zösle ond giftle» mehr zwischen Appenzell und Herisau. Es gäbe keine feinen musikalischen Nuancen mehr zwischen «Zäuerli ond Rugguseli». Es wäre unwichtig, dass die Grossratspräsidentin Innerrhodens (höchste Politikerin) früher einmal Ausserrhoderin war. Es wäre unwesentlich, ob Ausserrhoden eine Aktiengesellschaft gründet, um das Label Appenzell im Alleingang touristisch zu verbraten. Es wäre uninteressant, ob Katholiken oder Protestanten die Mehrheit bilden. Es würde keine Zeile in der Zeitung stehen, wenn bei einer Abstimmung die Landsgemeinde in Ausserrhoden mit haushoher Mehrheit leider definitiv beerdigt werden würde. Und das Traurigste: Der Säntis wäre «bodesebe» - ganz flach und weichgespült.

Nach diesem kurzen Exkurs in meine regennasse Befindlichkeit nehme ich ein empfindliches Frösteln wahr. Es ist mir, als ob ich ohne diese überschaubare Kleinräumigkeit, ohne diese mir ans Herz gewachsenen Grenzen im Alltag, ohne die vielen, wenigstens in meiner Erinnerung noch bestehenden Holzhäge, ohne die «fadegraden» Fragen der Menschen in dieser Hügelzone nicht leben möchte. Und auch nicht ohne «Chachelofe». So bitte ich den Wettergott des Abendlandes: Gib der Sonne doch auch wieder mal eine Chance! Ich würde so gerne in die globalen Weiten des Rheintals und des Bodensees schauen und mir vorstellen: Wir Ap-

penzellerinnen und Appenzeller fügen uns alle ein in diese eine Welt und haben doch auch eine ganz kleine eigene Welt, in der vom Zäuerli bis zum Freejazz, von der Alpstobete bis zur Streusiedlung, vom Alpsegen bis zum Flug zum Mars, alles darauf wartet, immer wieder neu gestaltet und gelebt zu werden. Ich wünsch einen sonnigen und inspirierenden Sommer! Isch mer, i ghöris scho zäuerle …

VERENA SCHOCH, 1957, **ist Kamerafrau und Fotografin und wohnt in Waldstatt.**

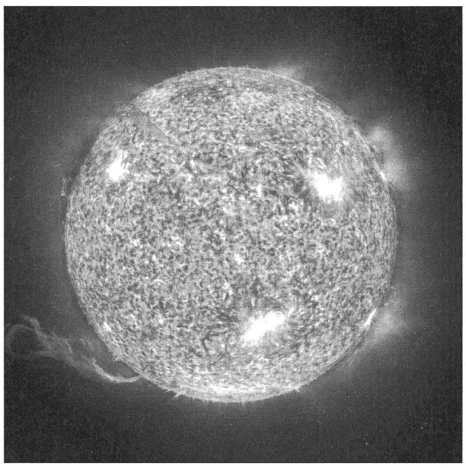
THURGAU

Sommer, Sonne … Fussball

Dienstagabend nach dem Match der Caipirinha-Kicker gegen die «godless commies» in der Helvetia in Frauenfeld. Dieses in erster Linie kommerziell gestaltete Länderturnierli mit der exzessiv propagierten afrikanischen Lebensfreude lässt mich erwartungsgemäss kalt. Zwar gibt einem dieses Spektakel wieder einmal die Möglichkeit, unverblümt dem Mitte-Nationalismus zu frönen. Aber Tifo-Kultur und englisches Chanting sind von lustigen Fasnachts-Gugene abgelöst worden, die wohl von einem Hauptsponsor abgegeben werden. Und nicht einmal mehr der Geist der Ideologie verhilft der Demokratischen Volksrepublik Nordkorea zu fussballerischen Triumphen.

Demgegenüber könnte aber der Geist der Sonne und ihre energetische Verwertung Frauenfeld zu Meriten und einer Vorreiterrolle in Solartechnologien verhelfen. Das, was Frauenfeld immer will: an der Spitze stehen. Falls denn der Souverän im kommenden Herbst der Solarinitiative zustimmt: Pro Einwohnerin und Einwohner sollen 2020 in Frauenfeld zwei Quadratmeter Solarfläche auf den Dächern zu liegen kommen, ob nun Photovoltaik oder Solarthermie. Das wären gut 50'000 Quadratmeter, also ein paar Fussballfelder mehr als in Südafrika. Zurzeit werden etwa 2500 Quadratmeter in Frauenfeld bewirtschaftet. Die einen mögen nun mit den 92 Millionen Franken argumentieren, welche die Stadt in die Hand nehmen müsste, um je 25'000 Quadratmeter Solarthermie und Photovoltaik zu erstellen. Die anderen denken, dass niemals 92 Millionen ausgegeben werden müssten, wenn neue Förderinstrumente generiert würden.

Wenn in der Stadt mit dem Wahlspruch «Sonne über Frauenfeld» Solartechnologien sexy werden würden. Wenn eine Sonnenbewegung in Frauenfeld entstehen würde. Wenn man mit dem Einfamilienhäuschen-Nachbarn in einen sportlichen Wettstreit treten würde um mehr und noch mehr Panel-Quadratmetern. Wenn die Stadt Frauenfeld nicht nur Preise einheimsen, sondern auch welche verteilen würde, etwa den Solarpreis für herausragende private Eigeninitiative. Genau dann hat die Stadt Frauenfeld das Label «Energiestadt» noch viel mehr verdient. Die einen mögen nun sagen, dass Photovoltaik zur Zeit noch äusserst ineffizient und unwirtschaftlich sei, die anderen, dass darin ein riesiges Potenzial liege, und die dritten, dass Solarstrom spätestens 2015 wettbewerbsfähig sei. Und überhaupt: Mit dem Anteil von 75 Prozent Kernenergie an den jährlich in Frauenfeld verbrauchten 143 Millionen Kilowattstunden Strom kann sich wohl niemand brüsten. Kernenergiezeugs ist absolut unsexy. Da möchte man sofort Solarist werden, Teil einer Bewegung, und sich den Spätsommer heranwünschen, wenn wieder echter Fussball gespielt wird.



Auch die Sonne ist rund. Bild: pd

MATHIAS FREI, 1980, **ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.**

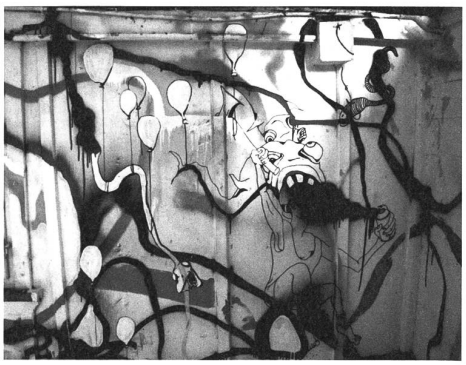
TOGGENBURG

Den Nerv der Zeit getroffen

Heberlein Textil – das waren noch Zeiten im Toggenburg. Heberlein hat das Toggenburg geprägt, die Industrie hat hunderte von Menschen mehr als ein Jahrhundert lang beschäftigt. Nach 165 Jahren, am 23. Februar 2001, schloss Heberlein Textildruck in Wattwil seine Tore, 220 Mitarbeitern wurde gekündigt. Die Fabrik wurde in Einzelteile zerlegt, verkauft und grosse Teile davon dem Erdboden gleichgemacht – Platz geschaffen für eine deutsche Billigst-Supermarktkette, ein Fitnessstudio, eine Freikirche, ein Künstleratelier und ein «Casablanca»-Loft. Ein Traum von künftig weiter verbauter Aussicht auf die Churfirsten. Geblieben ist von Heberlein der Name und eine Palette von Fasertechnologie-Zweigindustrien und Oerlikon Heberlein Temco AG. Diese hat am 12. Juni 2010 zum sechzigjährigen Bestehen ihre Tore geöffnet und zu Betriebsbesichtigungen eingeladen. Die Welt braucht das Toggenburg. Ich meine es ernst! Die Firma entwickelt sich dermassen rasant, dass man aus dem Staunen nicht mehr herauskommt. Durch die Entwicklung von Keramikdüsen zur Herstellung von chemischen Textilfasern verlängert sich das Leben der Düse um achteinhalb Jahre, jene aus Metall können im Schnitt gerade mal eineinhalb Jahre gebraucht werden. Die Düsen werden laut Peter Anderegg, dem Werkleiter der Oerlikon Heberlein Temco AG, weltweit exportiert (90% der Produktion fliesst in den internationalen Export). Die neuste Entwicklung und Produktion im heimischen Toggenburg sind Keramikzahnimplantate. Dieses Geschäft soll künftig zur Kernkompetenz der Firma Oerlikon Heberlein Temco AG werden. Und ich weiss aus partnerschaftlicher, interfamiliärer Quelle: Das hat Zukunft. Denn Zahnimplantate aus Keramik – im Gegensatz zu metallenen Implantaten – leiten keine elektromagnetischen Wellen weiter.

Um genau diese Kernkompetenz reisst sich auch ein findiger Zahnarzt. Er liess sich in Wildhaus nieder und versendet Flugblätter talauf und ab und macht auf seine Leistungen samt Preis aufmerksam. Da steht: «Wieso nach Ungarn reisen, wenn Sie die gleichen Leistungen auch in Wildhaus bekommen?» Im Kleingedruckten steht aber: «Erste Konsultation, Röntgen etc. in Zürich». Ja was denkt der sich denn? Wir wollen so wenig nach Ungarn wie nach Zürich, sondern nach Wildhaus. Denn da können wir uns anschliessend an die Wurzelbehandlung auf einer Klangwellnessliege erholen und uns ein Klangweekend im Klanghaus reinziehen oder einen Kulturtripp nach «Bunt» machen. Sie kennen Bunt nicht? Dann sagt ihnen vielleicht «arthur junior» etwas? «Arthur Junior hat sturmfrei» ist das Kind von Sirkka Ammann und Maura Kressig. Für ihre Maturaarbeit haben sie bei Jugendlichen eine Umfrage gemacht, um herauszufinden, wie eine Kunstausstellung gemacht sein sollte, damit die Jugend hingeht. Daraus haben sie dann gleich selbst eine witzige, intelligente, charmante, multimediale und einfach jugendlich unverbrauchte Ausstellung im ehemaligen «Magasä», einem alten Haus zwischen Wattwil und Lichtensteig, im «Bunt», gemacht. Die Ausstellung traf den Zahnnerv. Fünfzehn junge Künstler aus der ganzen Schweiz gaben sich die Ehre. Die Vernissage am Samstag, 12. Juni, war ein Knüller! Das Haus war rammelvoll. Die Finissage war aber leider bereits zehn Tage später.

DANIELA VETSCH BÖHI, 1968, **Textildesignerin und umweltpoltisch Aktive.**



Junge Kunst im «Bunt». Bild: pd

Ausschreibung: «Gallus unterwegs» von April bis Oktober 2012

Kreative Projekte mit breiter Ausstrahlung gesucht

612
2012
Gallusjubiläum
St.Gallen

2012 jährt sich die Ankunft von Gallus im Steinachtal – und damit der Ursprung St.Gallens – zum 1400. Mal. Das Jubiläum wird, seiner Bedeutung entsprechend, von Kanton, Stadt St.Gallen, beiden Kirchen und St.Gallen-Bodensee Tourismus gemeinsam begangen. Unter der Federführung des Unesco-Weltkulturerbeforums wurde ein Gesamtkonzept für ein Jubiläumsjahr entwickelt, das den ganzen Kanton St.Gallen einbezieht und nachhaltig wirkt. Die Jubiläumsprojekte sollen begeistern, vernetzen, ausstrahlen, die breite Bevölkerung ansprechen und Erlebniswert für sie schaffen.

«Gallus unterwegs»

Das Gallusjubiläum soll im ganzen Kanton erlebbar werden. Dazu werden 2 bis 3 kraftvolle Projekte mit performativem Charakter (Musik, Tanz, Theater etc.) gesucht, die mobil konzipiert sind und im Jubiläumsjahr 2012, das mit einem Festwochenende vom 20. – 22. April startet und bis zum Gallustag am 16. Oktober dauert, an 6 bis 8 Standorten (Kleintheater, Konzertlokale, Kulturräume, Kinos etc.) im Kanton aufgeführt werden können.

Die Projekte sollen Bezüge zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft herstellen. Anhand der Person von Gallus sollen Themen des Zusammenlebens, der (Selbst-)Verantwortung, Freiheit und Identität sowie ethisch-religiöse Grundwerte und kulturelle Zusammenhänge auf individuelle Art erlebbar gemacht werden.

Auswahlverfahren

Auftraggeberin ist die Steuergruppe des Weltkulturerbeforums, bestehend aus Repräsentanten der Träger des Jubiläums. Projektbeschriebe sind bis am 30. August 2010 einzureichen an die ARGE Gallusjubiläum 2012, die mit der operativen Projektdurchführung und -abwicklung beauftragt ist. Termingerecht eingereichte Projekte werden durch eine Fachjury anhand von klaren inhaltlichen und formalen Kriterien beurteilt. Die Jury setzt sich aus neun Expert/innen verschiedener Kultursparten aus dem ganzen Kanton zusammen. Sie wird einen Bericht z.H. der Steuergruppe verfassen und 2 bis 3 Projekte zur Durchführung, weitere 3 zur Prämierung empfehlen. Bestätigung der Siegerprojekte und Auftragserteilung erfolgen bis Ende Oktober 2010 durch die Steuergruppe.

Budget

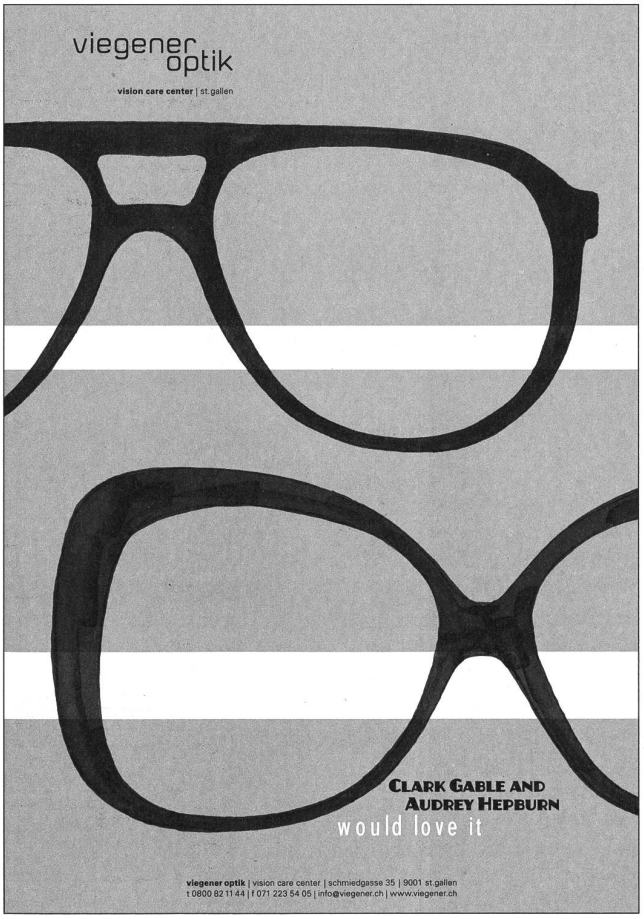
Für Produktion und Tournee an 6 bis 8 Standorten rund um den Kanton steht für die 2 bis 3 Siegerprojekte ein Budget von je Fr. 50'000 – Fr. 70'000 zur Verfügung. Weitere 3 Projekte werden mit einer Prämie von je Fr. 1'400 honoriert.

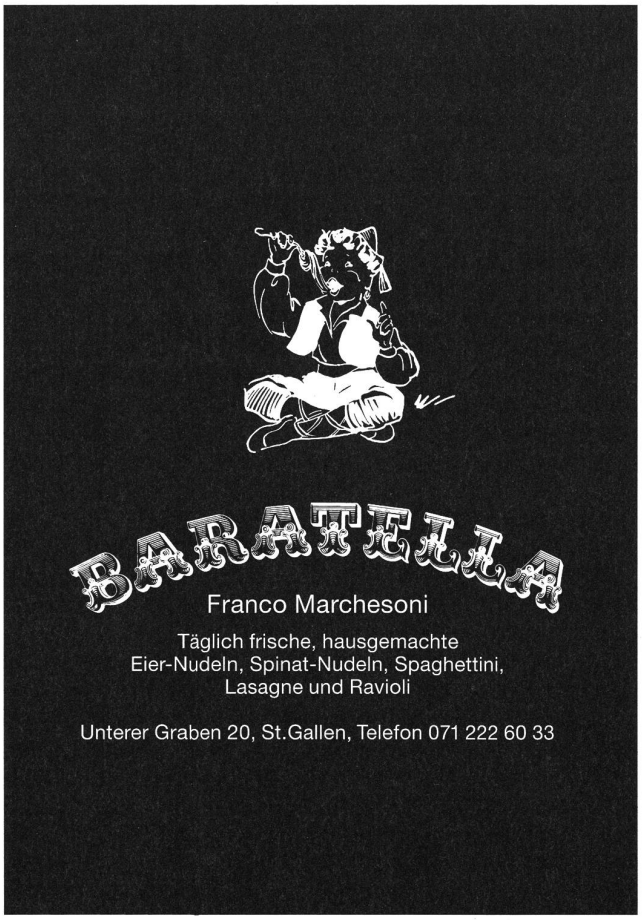
www.gallusjubilaeum.ch

Detailinformationen wie die Anforderungen an die einzureichenden Unterlagen (Projektbeschriebe), die Rahmenbedingungen für die Projektumsetzung, die Beurteilungskriterien und die Zusammensetzung der Jury finden Sie auf www.gallusjubilaeum.ch.

Eingabetermin: 30. August 2010

ARGE Gallusjubiläum 2012
«Gallus unterwegs»
Kesslerstrasse 5, Postfach 20
CH-9001 St.Gallen
info@gallusjubilaeum.ch





SCHAFFHAUSEN

Den leeren Platz beseelen

Am höchsten Punkt der Schaffhauser Altstadt, zwischen Stadttheater und Spielcasino, zwischen Wirtschaftsförderung und Kantonsgericht, liegt der Herrenacker. Der Herrenacker ist der mit Abstand grösste Platz in der Altstadt und hat eine bewegte Geschichte. War er im Mittelalter noch Austragungsort von Ritterspielen und damit Ort des Spektakels, hat er in den letzten Dekaden ein eher jämmerliches Dasein – grösstenteils als Parkplatz – gefristet.

In den achtziger Jahren wurde erkannt, dass die bisherige Nutzung als oberirdischer Parkplatz nicht mehr länger aufrechterhalten werden kann. Die Altstadt war damals bereits grösstenteils autofrei und eine Öffnung des Platzes für die Bevölkerung lag auf der Hand. Nach einem jahrelangen Rechtsstreit zwischen Umweltverbänden und Anwohnern auf der einen Seite und Bauherren, die gerne eine grosse Tiefgarage gebaut hätten, auf der anderen, einigten sich die Parteien auf ein redimensioniertes Parkhaus mit Oberflächennutzung durch die nicht-motorisierte Bevölkerung. Freilich barg die Gestaltung des Platzes noch ungeahntes Sprengpotential: Das erste Gestaltungsprojekt wurde 2004 von der Stimmbevölkerung nach einer Protestkundgebung der kurzerhand gegründeten Interessengruppe «Krustenknacker» und einer wahren Leserbrief-Flut haushoch verworfen. Erst im November 2005, nach Einsetzung der «Arbeitsgruppe Herrenacker» und nach der Ausarbeitung einer neuen abgespeckten Vorlage, stimmten die Städter zu.

Der verkehrsbefreite Herrenacker hat sich bisher aber trotz Umgestaltung noch nicht so recht in die Herzen der Schaffhauserinnen und Schaffhauser gebrannt. Zu kahl, zu hell, im Sommer zu heiss und nicht zuletzt zu gross ist der Platz, um den Charme der eher kleinräumigen Altstadt zu konkurrenzieren. Bisher ereignete sich auf ihm wenig Spektakuläres. Der Herrenacker ist etwas für grössere Unterfangen.

Genau das haben sich sechs Freunde aus der Region gesagt und ein ehrgeiziges Openair-Projekt in die Hand genommen. Mit Erfolg: Vom 5. bis 7. August geht diesen Sommer erstmals ein dreitägiges Openair über die Bühne. Ein aufwendiges Programm (Simple Minds und Stephan Eicher spielen diesen Sommer schweizweit exklusiv in Schaffhausen, Marit Larson, Roger Hodgson und Sophie Hunger geben jeweils ihr einziges Konzert in diesem Festival-Sommer der Deutschschweiz, Fiona Daniel kommt direkt von der Welt-Expo in Shanghai) soll gegen 10'000 Musikbegeisterte auf den Herrenacker locken. Für Schaffhauser Verhältnisse ein Grossanlass.

Der bis anhin ungenutzte Herrenacker. Bild: pd

Damit wird der Herrenacker erstmals seit seinem ästhetischen Lifting mit einem Anlass bespielt, der den Dimensionen gerecht wird. Die Schaffhauserinnen und Schaffhauser haben diesen Tag förmlich herbeigesehnt, so zumindest lässt sich die spürbare Begeisterung für das Festival im August deuten. Selbst die Behörden von Stadt und Kanton stehen voll und ganz hinter dem Spektakel mitten in der Altstadt. In Zeiten wie diesen, wo die Behörden in Zürich Günther Netzer während der WM den Mund verbieten wollten und diejenigen in Bern das Glacé-Velo pönalisieren, ist das keine Selbstverständlichkeit. Man darf fast ein bisschen stolz sein.

FLORIAN KELLER, 1983, ist Jus-Student und Schaffhauser Kantonsrat.

WINTERTHUR

Auf Wiedersehen!

In insgesamt 42 Kolumnen habe ich seit November 2006 an dieser Stelle aus Winterthur berichten dürfen. Dies nun ist meine Abschiedskolumne. Während sieben Jahren – bis Ende 2008 – war ich als Programmverantwortlicher im Kulturlokal Kraftfeld ein Bestandteil der Winterthurer Kulturmafia. Ein paar Jahre lang organisierte ich zudem den Markt von Afro-Pfingsten. Bis heute bin ich im Vorstand des «ArealVerein Lagerplatz». Wir fanden für den 46'000 m² grossen Platz im Sulzerareal Stadtmitte mit der alternativen Pensionskasse Abendrot einen tollen und spannenden Investor. Lauter sehr schöne Geschichten!

Manchmal empfand ich meine Kulturarbeit aber auch als anstrengend. Manche Schlachten gegen Widerstände habe ich geschlagen und irgendwann war die Energie draussen, die Motivation geschrumpft. Also begann ich, nicht immer ganz freiwillig, 2009 meinen Rückzug aus der Winterthurer Kulturszene. Ich habe gesehen, dass Freiwilligenarbeit gerne angenommen wird, aber die bezahlten Jobs dem Sandkastenfreund zugehalten werden. Als Zugezogener aus dem Ostkanton Graubünden mangelt es mir hier an solchen Verbindungen. Und dann bin ich erst noch einer, der dummerweise die Klappe nicht halten kann und immer wieder einmal viel zu direkt und ehrlich ist. Ich mag Winterthur. Bis heute bin ich aber nicht ganz sicher, ob es mich auch mag. Und frage mich darum, ob ich es wirklich mögen soll.

Neulich an einem Spiel des FC Winterthur fragte ich mich einmal mehr nach den Gründen meiner Liebe zu Winterthur. Meine Freundin

Manuel Lehmann sagt Tschüss. Bild: Manuel Lehmann

lieferte eine Erklärung: Weil hier die Klassenunterschiede weniger spürbar sind als anderswo. Dadurch fühlt sich das Leben in Winterthur einfach entspannter an. Bereits in den fünfziger Jahren wurde es als Winterthurer Eigenheit beschrieben, dass hier die Gattin des Fabrikanten genauso wie alle anderen mit dem Fahrrad auf dem Markt einkaufen gehe. Und es ist heute noch so. Beispiel gefällig? Einer der reichsten Winterthurer besucht mit seiner Frau einen Stadttalk im Stadthaus. Die beiden – in sehr fortgeschrittenem Alter – trifft man davor und danach im Stadtbus. So jemandem kann man ja nicht ernsthaft böse sein. Kommt dazu, dass die Oberschicht von Winterthur bereits seit langer, langer Zeit Kunst und Kultur fördert. Und nicht zuletzt ist Winterthur die Schweizer Stadt mit dem besten Hahnenwasser.

Ich fühle mich auf jeden Fall wohl hier. Nur Weltstädte wie Hamburg haben das Potential, mich her wegzulocken. Und dass, obwohl mir Winterthur nach meinem Ausscheiden im Kraftfeld kein Auskommen mehr geben konnte oder wollte. So bin ich nach einer beträchtlichen Zeit in der Arbeitslosigkeit seit neustem Jugendarbeiter in einer richtigen Agglomerationsgemeinde. Aufgewachsen in einem Dorf und die letzten fünfzehn Jahre in einer Stadt aktiv, lerne ich nun dieses Zwischending kennen. Da bin ich ja mal gespannt. Vielleicht brauchen sie ja noch einen, der in der regionalen Zeitung unbequeme Kolumnen schreibt. Im September beginne ich das Studium zum Soziokulturellen Animator und bin froh, dass Saiten genau jetzt mein Engagement auslaufen lässt. Hat gepasst, liebes Saiten! War eine gute Zeit mit euch! Leider habe ich es nie zum Grillen auf eure Dachterrasse geschafft.

MANUEL LEHMANN, 1974, ist DJ, macht Radio und sitzt im Vorstand des ArealVerein Lagerplatz.

Auch wir sagen Manuel Lehmann ein herzliches Merci für die Zusammenarbeit und wünschen ihm auf den neuen Wegen nur das Beste!

Vom Otmar-Pärkli in die Nati

Der Goalie Toni Rüesch bestritt sein einziges Länderspiel 1946 in Stockholm. Trotzdem prangt der berühmteste Spieler des FC Fortuna im Goldenen Buch des Schweizer Fussballs. Sein Jugendfreund Ernst Heeb erinnert sich.

von DANIEL KEHL

Stadt-St.Galler Clubs sind stolz auf berühmte Spieler, die ihr Handwerk in der eigenen Juniorenabteilung gelernt haben: Der SC Brühl schwärmt von Richard Dürr, der FC Rotmonten feiert Tranquillo Barnetta und beim FC St.Gallen denkt man mit Stolz an Beat Rietmann und Hampi Zwicker. Mit dem Goalie Toni Rüesch besitzt auch der FC Fortuna einen ehemaligen Junior, der es bis ins Goldene Buch des Schweizer Fussballs gebracht hat.

Als Toni Rüesch 1980 erst 58-jährig in Genf verstarb, erschienen in St.Galler Zeitungen kurze Nachrufe. Nur wenige merkten, dass an den Meldungen etwas nicht stimmen konnte. «Für mich war klar, dass Toni Rüesch seine Juniorenzeit beim FC Fortuna durchlaufen hatte, aber plötzlich hiess es, Toni sei beim SC Brühl gross geworden», erinnert sich Ernst Heeb, Rüeschs Jugendfreund, der dessen Karriere über all die Jahre genau verfolgt hatte. «Wir haben zusammen im Otmar-Pärkli an der Burgstrasse nach der Schule ‹tschuttet› und unseren Fussballklub FC Burg gegründet. Dort wurde Toni vom FC Fortuna entdeckt.» Jahrelang erinnerte ein handgeschriebener Spruch an einer Holzwand im Pärkli unweit der Kreuzbleiche an die Anfänge von Rüeschs Fussballlaufbahn: «Bleibe treu dem FC Burg, hop, hop, hop!» – Das Goldene Buch des Schweizer Fussballs klärt allfällige Zweifel über Fortunas wohl berühmtestes und sportlich erfolgreichstes Vereinsmitglied: Zum SC Brühl wechselte Toni Rüesch mit siebzehn Jahren.

Ein faszinierender Hüter

«Toni Rüesch war mit seiner weissen Haarsträhne, seinem bleichen Gesicht, seiner extrem lockeren Haltung, die an Provokation grenzte, ein buchstäblich faszinierender Torwart», schwärmt die Chronik des Schweizer Fussballs und weckt zugleich das Interesse an einer Persönlichkeit, die sich von der Kreuzbleiche quer durch die Fussball-Stadien bis ans andere Ende der Schweiz aufmachte.

«Toni wuchs in einfachen Verhältnissen auf, wie die meisten Leute im Quartier», erzählt Ernst Heeb. «Sein Vater war Bähnler und ein fanatischer Sozialist. Einmal zog mich Toni mit an den Ersten-Mai-Umzug. Nachher gabs im Schützengarten Film und Wienerli. Als ich am Abend nach Hause kam, sass schon der Pfarrer in unserer Stube und sagte ernst, man habe mich am Umzug gesehen.» In den dreissiger Jahren waren die Rituale rund um den Fussball für alle klar. «Nach der Kirche ging man sonntags auf die Kreuzbleiche an den Fortuna-Match. Die Spieler mussten die Tore selbst im Zeughaus holen und aufstellen. Es gab keine Kasse. Der Vereinskassier Meier ging um den Platz, und wer nicht bezahlen wollte, wechselte einfach auch immer die Seiten. Der alte Fortuna-Platz ging gegen den kleinen Hügel hin leicht in die Höhe. Beim Penalty mussten sie Sägemehl unter den Ball legen, damit er nicht herunterrollte.» Eine einzige sportliche Quartieridylle: «Richtung Militärkantine spielten die Feldhandballer des TSV St.Otmar und in der Turnhalle übten die Schwinger unter Polizist Waldburger; im Sommer auf Sägemehlhaufen im Freien.»

Ernst Heeb (links) verfolgte Rüeschs Karriere von Beginn an ...

Rüesch, der später in Genf wegen seiner Persönlichkeit, seinem eigenwilligen Stil und seinen tollkühnen Paraden von Mannschaftsgefährten und Publikum geschätzt wurde, zeigte auch neben dem Fussballplatz kreatives Talent. «Schon in der Primarschule konnte er gut zeichnen», sagt sein Jugendfreund Heeb, «aus ihm wäre ein guter Grafiker geworden.» Stattdessen absolviert Rüesch unter väterlichem Druck eine Lehre als Autolackierer.

Jahrelang hatten Heeb und Rüesch zusammen für Aufregung gesorgt. Ein Velo-Tagesausflug zu Rüeschs Schwester in Zürich endete auf dem Rückweg ungeplant bei einer Tante im Rheintal und mit der verzweifelten Suche der Eltern nach den verlorenen Halbwüchsigen. Doch die Wege der zwei Jugendfreunde, die Tag für Tag zusammen den Schulweg ins Schönenwegen zurückgelegt hatten, trennten sich. Die Fussball-Karriere des Hochbauzeichner-Lehrlings Heeb, der als Aussen-Half mit den Junioren des FC St.Gallen Ostschweizer Meister geworden war, wurde durch ein brutales Foul im Rheintal beendet. Er wurde zum aufmerksamen Zuschauer, der die Artikel im «Sport» über den aufstrebenden Hüter Rüesch ausschnitt.

Nur an Körpergrösse klein

Von 1939 bis 1941 hütete der noch nicht zwanzigjährige Rüesch das Tor des SC Brühl. Er feierte als Goalie mit Schweiz B in Lyon einen 4:3 Erfolg gegen Frankreich und wechselte für zwei Jahre zu den Young Fellows nach Zürich in die Nationalliga A. In einem dramatischen «Sport»-Bericht über ein Spiel im Genfer Stadion Charmilles wird Rüesch als «rettendender Schlussmann» gelobt, dem die Young Fellows den Auswärtssieg gegen Servette verdanken: «Was noch durchkam, wurde vom aufmerksamen Rüesch gemeistert. Der kleine Keeper hielt einige Bomben derart grossartig, dass ihm Freund und Feind Riesenbeifall spendeten. Wie er sich einmal reflexartig in die Schussbahn von Walacek warf und ein sicheres Tor verhinderte und wie er gegen Schluss kaltblütig Monnard den Ball vom Fuss riss, war einfach fabelhaft. Hier reift ein grosses Talent heran. Es war denn auch verständlich, dass Servettes Stürmern schlussendlich jede Spielfreude genommen wurde, als sie die saftigsten Schüsse vom unschlagbaren Rüesch abgewehrt sahen; sie mussten auf die Dauer verzweifeln, denn noch selten haben sie so viel geschossen ...» Vielleicht war jenes unvergessliche Spiel in Genf ein entscheidender Moment in Rüeschs Karriere. Auf die neue Saison hin wechselte er ausgerechnet zu Servette, wo er überhaupt keine Anpassungsschwierigkeiten hatte und vom Publikum schnell akzeptiert wurde.

Im Urteil des Goldenen Buchs über Rüesch schwingt aber auch leise Kritik mit: «Hätte er seinem Talent etwas mehr Gewissenhaftigkeit beigemischt, der Sankt-Galler hätte jahrelang eine unangetastete Grösse unter den Torhütern

unseres Landes sein können.» Doch er brachte es nur auf ein einziges Länderspiel. Nach der 7:2 Kanterniederlage gegen Schweden in Stockholm 1946 überwarf er sich mit Trainer Karl Rappan und wurde nicht mehr für die Nati aufgeboten.

Rüesch spielte fünf Jahre lang bei Servette, mit dem er 1946 den Schweizer Meistertitel errang. 1948 wechselte er für vier Saisons zum Stadtrivalen Urania, bevor er mit über dreissig Jahren noch zwei weitere Meistertitel mit dem FC La Chaux-de-Fonds holte. Auf seiner Tour de Romandie kehrte er 1955 aus dem Jura in die Rhonestadt zurück und spielte noch bis zum 35. Altersjahr bei Servette in der NLA. Schliesslich liess er sich definitiv in Genf nieder. Dort führte Toni Ruesch – mittlerweile ohne ü im Namen – nach Abschluss seiner Aktivkarriere ein Café. Dann verliert sich seine Spur. Zurück nach St.Gallen kam Toni Rüesch nicht mehr. Ernst Heeb und seine Klassenkameraden luden ihn mehrmals erfolglos zu einer Klassenzusammenkunft ein. Aber das ändert nichts an Heebs Bewunderung – auch siebzig Jahre nach den «Mätschli» im Otmar-Pärkli: «Tonis Stärke waren die Reflexe auf der Linie, er konnte den Ball wie eine Katze fischen.»

100 JAHRE FC FORTUNA

Der St.Galler Fussballverein von der Kreuzbleiche spielt in den Stadtfarben rot-schwarz-weiss. Selbstverständlich ist der fremdländisch klingende «Fortuna» für viele Kinder und Jugendliche aus dem Zentrum und den Quartieren Lachen, Vonwil und Ruhsitz ihr Club. Der Verein übernimmt eine wichtige Rolle im Zusammenleben und der Integration. Er lebt von einem kleinen, engagierten Kreis von «Fortunesen», die Teams aller Altersklassen trainieren.

Heute spielt die erste Mannschaft in der dritten Liga, und wer Fussball in unverfälschter Atmosphäre geniessen will, dem sei ein Besuch auf der zauberhaften Kreuzbleiche, unter Kastanien und mit Blick auf die Altstadt-Silhouette, herzlich empfohlen. *(dk)*

4./5. September 2010:
Jubiläums-Spiele auf der Kreuzbleiche

20. November 2010:
100-Jahre-Jubiläums-Abend

Saltan al campo los equipos, con sus capitanes al frente, portadores de banderines. La fila madridista la encabeza Muñoz, y, tras él, aparecen Alonso, Zárraga, Lesmes, Gento, Pérez Payá, Rial, Di Stéfano, Navarro, Oliva, Molowny.

... sammelte Zeitungsausschnitte ...

... und klebte sie fein säuberlich in ein Album.

Bilder: Privatsammlung

Wer malt aus?

«Eine Schule hebt ab» heisst die Projektwoche des Spelterini Schulhauses dieses Jahr. Die Kinder besuchen Ateliers von Ostschweizer Kunstschaffenden. Dort kommt es zu erstaunlich ruhigen Begegnungen.

von ANDREA KESSLER

Die Kindergärtnerin beugt sich zu den Kleinen hinunter, die sie mit kugelrunden Augen anschauen. «Es regnet Farben auf uns nieder», verspricht sie ihnen mit beinahe ebenso grossen Augen. Sie hätte auch Abakadabra sagen können, denn trist und klamm hängen die Wolken über den Häusern, von Farben keine Spur. Dabei haben die Kindergärtler im Linsebühl eben erst die Regenbogenfarben kennen gelernt und sich so auf den Atelierbesuch bei der Künstlerin Marianne Rinderknecht an diesem grauen Morgen vorbereitet. Mutig singen sie sich einen guten Tag vor die Füsse, greifen sich an den Händen und stiefeln den versprochenen Farben entgegen.

Es ist Anfang Juni und die Projektwoche des Schulhauses Spelterini hat begonnen. Im letzten Jahr wurde Zirkus gespielt, diesmal geht es um die Bildende Kunst. Den Kindern sollen die Tore in die Kreativwelt der Erwachsenen aufgestossen werden. «Ich freue mich, wenn ich wieder mit meinen Freunden zusammen bin», jammert ein Bub. Die Klassen wurden aufgelöst und in neue Gruppen durcheinander gewürfelt. Berühmte Künstler wie Hundertwasser oder Klimt lernen sie kennen. «Viele Schüler kommen aus bildungsfernen Schichten. Die meisten waren noch nie in einem Museum», sagt eine Lehrerin. Also wird das Kunstmuseum besucht. Und Ateliers in der ganzen Stadt öffnen sich für die Kinder. «Es war überhaupt kein Problem, Kunstschaffende zu finden, die sich beteiligen», sagt Claudia Valer mit einem breiten Lachen. Sie ist die Projektleiterin der Kunstwoche, Werklehrerin und selber Künstlerin.

Staunend in der Künstlerwohnung

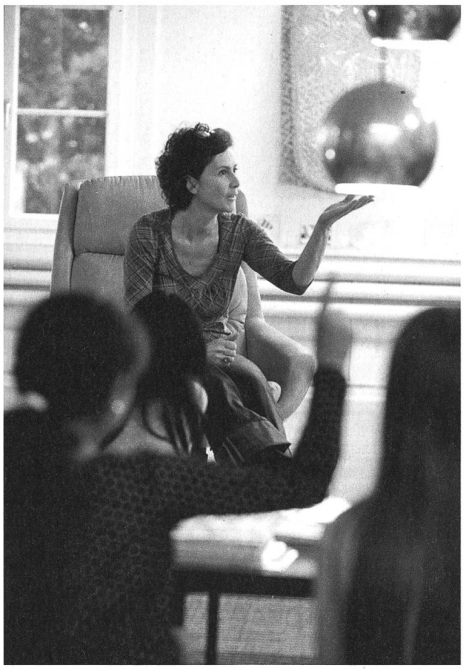
In St.Fiden besucht eine Gruppe von Dritt- bis Sechstklässlern Elisabeth Nembrini in ihrem Atelier. Zu Fuss sind sie durch den Nieselregen gekommen. Im Gang lassen sie, als wäre es der Eingang einer Koranschule oder die Pforte eines indonesischen Tempels, ihre Schuhe in geordnetem Chaos liegen. Auch das Benehmen der Kinder lässt das Gefühl aufgekommen, man befinde sich in heiligen Hallen. Je tiefer die Kinder in die unbekannte Welt vorstossen, desto ruhiger werden sie. Flüsternd schleichen sie durch das helle und offene Atelier. Nichts wird angefasst. Einiges ist privat; Elisabeth Nembrini arbeitet nicht nur im Atelier, sie wohnt auch da. Später notiert ein Kind: «Frau Nembrinis Atelier ist halb Wohnung, halb Werkstatt. Das Atelier war früher eine Spinnerei, es ist sehr gross. Das Atelier ist voller Regale und Kisten. Sie hat wohl Kunstsachen drin. Wenn der Raum leer wäre. Könnte man das Echo von einem hören.»

Im Stubenbereich quetschen sich die Kinder zu zweit, zu dritt, zu sechst auf die Drehstühle, auf das Zweiersofa. Die anderen hocken dicht an dicht am Boden. Alle mit blauen Fragezetteln in der Hand: Wie wurden Sie Künstlerin? Kann man von diesem Beruf leben? Mit welcher Farbe malen Sie am liebsten? Ein Mädchen in rosa Pullover und farblich passender Haarsträhne hat die Frage gestellt. Nembrini erklärt, dass sie weniger mit Farben, sondern viel lieber mit unterschiedlichen Materialien arbeite. Mit Pokerface wartet das Mädchen das Ende der Ausführungen ab. Auf dem blauen Zettel hat sie noch nichts notiert. «Und jetzt, mit welcher Farbe malen Sie am liebsten?» Am Ende einigen sie sich auf Acrylfarben.

Die Künstlerin stellt auch Fragen. Die mag aber niemand beantworten. In diesen Momenten wird die Stille fast greifbar und verwundert fragt die Lehrerin Ruth Affolter, was denn los sei, ob sie noch schlafen würden.

Bunte Monster

Im Linsebühl fluten die Farben den Kindergärtnern nur so entgegen, als Marianne Rinderknecht ihnen wenige Häuser vom Kindergarten



Elisabeth Nembrini beantwortet die Fragen der Kinder ...

... und berät sie beim eigenen Schaffen.

Bilder: Tine Edel

entfernt, die Tür öffnet. Das Versprechen der Kindergärtnerin Regina Stiefel hat sich erfüllt. Allein schon die Künstlerin ist von unten bis oben voll Farbe. Die Arbeitskleidung hängt kaum, sie steht. Ein Tisch in der Mitte ist bis an die Kanten mit Pinseln und Farbtuben vollgestellt. Ein rosaroter Gipskuchen steht verführerisch in einer Ecke auf einem Minitischchen. An der Wand lehnen meterhohe Rankenbilder. Selbst die Luft riecht bunt.

Mucksmäuschenstill drängen sich die Kinder aneinander und bewegen sich als Einheit im Raum. Ein geflüstertes Wow steigt von Zeit zu Zeit aus dem Kinderknäuel. Marianne Rinderknecht erklärt, was sie tut, zeigt ihre Skizzenbücher und erntet staunende Konzentration. Doch dann ist es vorbei mit der Ruhe. Sie hat den Hellraumprojektor angeschaltet, die Kinder dür-

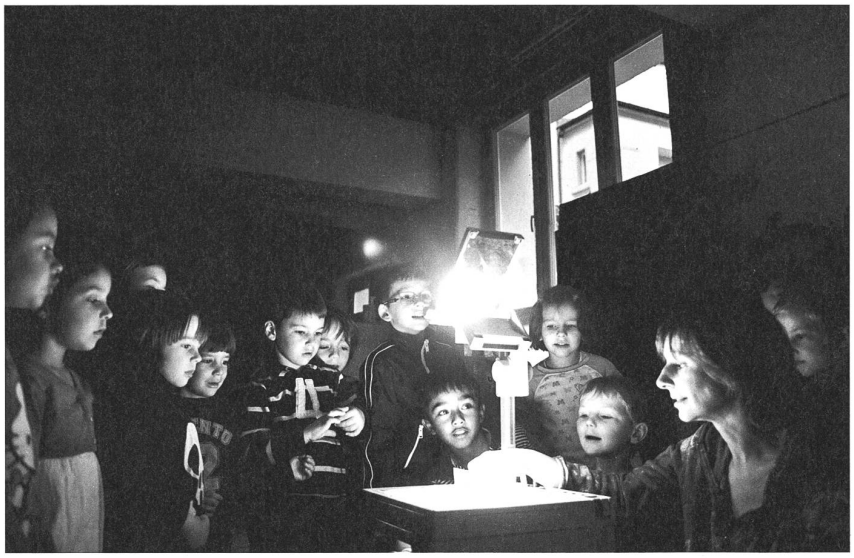
Ein geflüstertes Wow steigt von Zeit zu Zeit aus dem Kinderknäuel

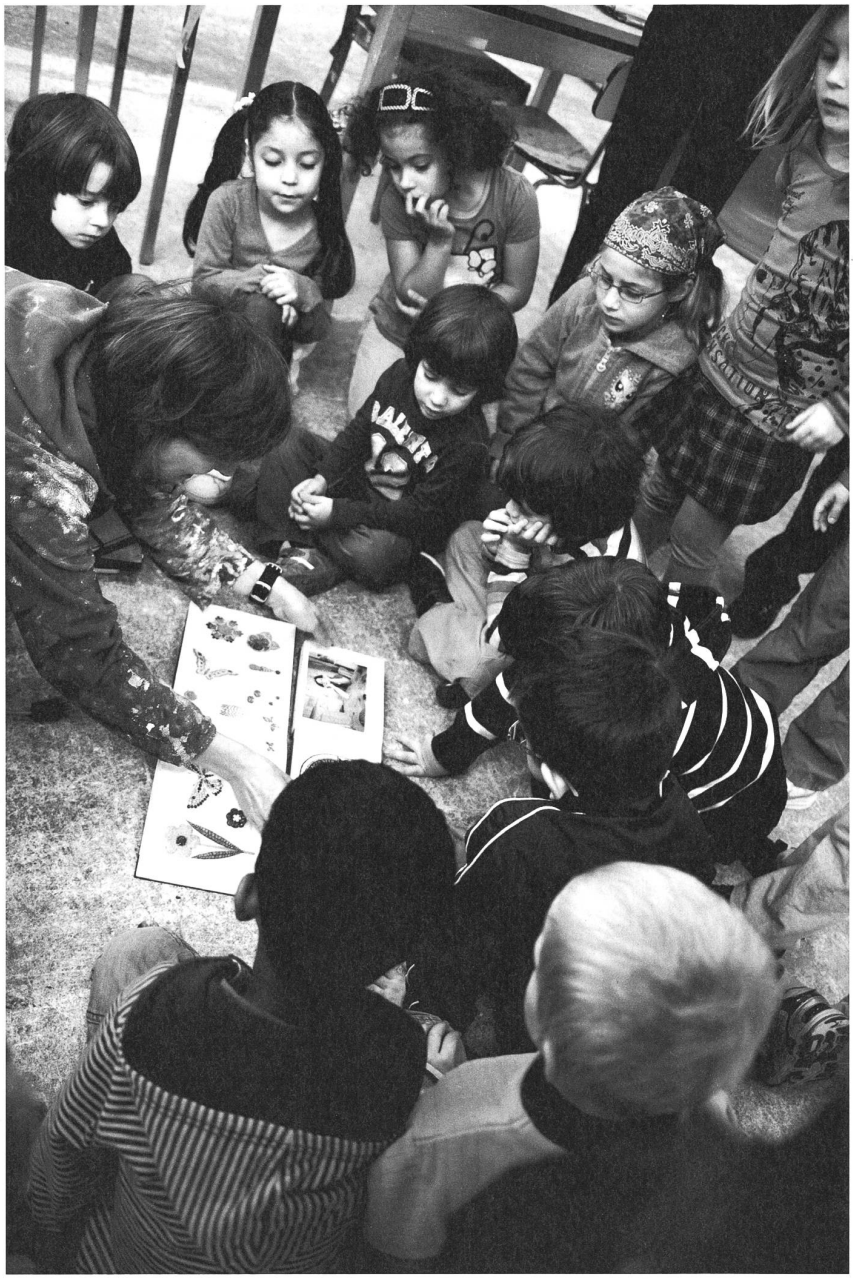
fen auf Folie gemalte grosse und kleine Monster darauf platzieren. «Eine ganze Familie», rufen sie und legen noch ein Monster und noch ein Monster drauf. Wer will ausmalen? Jeder will. Alle Hände sind in der Höhe. Am schnellsten diejenigen des Jungen, der anfangs am wenigsten mitwollte. Bald tummeln sich rote und blaue Monster mit triefenden Augen auf der Leinwand und grüngelbe Pflanzenranken schlängeln sich durch die ungeheuerliche Familie. Die Kinder tauen auf. Ein fünfjähriger Bub wagt sich gar vor und erklärt, dass er früher auch viel gemalt habe, aber jetzt sei es vorbei. Ein anderer Knirps stimmt ihm zu: «Joo, i au!»

Kritzeln oder künstlern

Ihrem Alter entsprechend, geben die Kinder keinen Deut auf realistische Farbwahl, und wenn Marianne Rinderknecht es nicht anders gewollt hätte, wären wohl auch die Pflanzen am Ende blau oder rot geraten.

Malen entwickelt sich bei Kindern wie vieles andere auch in Phasen. Nach der Kritzelphase folgt das Zeichnen realistischer Dinge wie Menschen, Häuser, Tiere und Bäume. Die Farben werden nach eigenem Geschmack gewählt. Ab sieben Jahren beginnen die Kinder die Räumlichkeit zu entdecken, vorher bedeutet gross einfach wichtig. Trotzdem: In regelmässigen Abständen geistern abartige Meldungen durch die Medien, die von Kindern berichten, deren Kunstwerke ausgestellt und für viel Geld verkauft werden. Die Kritzelphase der zweijährigen Aelita Andre wird als Kunst in einer Ga-





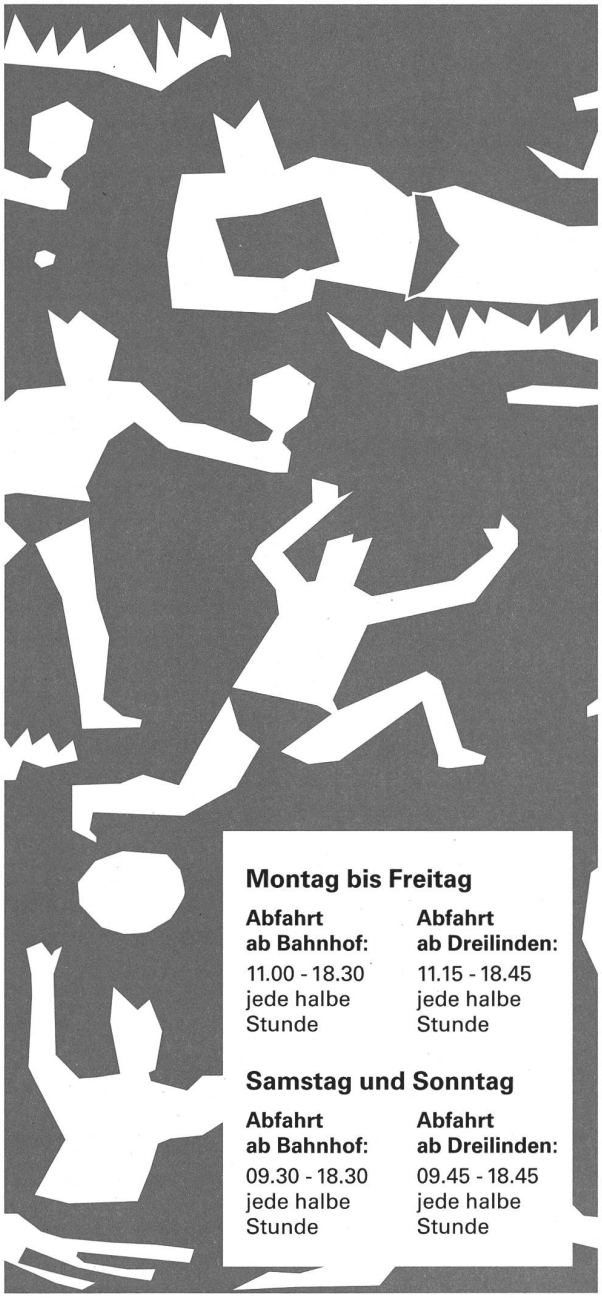
Die Kindergärtner hören Marianne Rinderknecht konzentriert zu.

Stadt St.Gallen
Sportamt

BÄDERBUS DREILINDEN

Sa., 22. Mai bis So., 29. August 2010

Nur bei schönem Wetter (Auskunft: Telefon 0800 43 95 95)



Montag bis Freitag

Abfahrt ab Bahnhof:	**Abfahrt ab Dreilinden:**
11.00 - 18.30 jede halbe Stunde	11.15 - 18.45 jede halbe Stunde

Samstag und Sonntag

Abfahrt ab Bahnhof:	**Abfahrt ab Dreilinden:**
09.30 - 18.30 jede halbe Stunde	09.45 - 18.45 jede halbe Stunde

Fahrroute:

■ Hauptbahnhof ■ Markplatz ■ Spisertor ■ Schülerhaus
■ Parkplatz Dreilindenstrasse ■ Parkplatz Familienbad

Fahr mit! Der Umwelt zuliebe.

Metzgergass 26
9000 St.Galle

klubschule
MIGROS

Lässt Herzen höher schlagen!

Programm Musik & Kultur jetzt bestellen!

Beratung und Anmeldung:
Musik & Kultur
Klubschule Migros
Bahnhofplatz 2
9001 St. Gallen
Tel. 071 228 16 00
musik.kultur@gmos.ch

www.klubschule.ch

Bei den Kindern an der Sitter herrscht aufgeregte Lebendigkeit.

lerie ausgestellt. Oder die heute zehnjährige New Yorkerin Marla Olmstead, deren Bilder bereits vor sechs Jahren mehrere tausend Dollar erzielten. «Ein neuer Kandinsky», sagte damals die «BBC News».

Die Gruppe in St.Fiden darf auch kreativ werden. Quark wird auf die Fenster gestrichen und mit dem Fön getrocknet. Fleissig werden Namen mit Herz-Tüpfchen, Pferdeköpfe oder Fussballfelder hineingeritzt. Claudia Valer kennt die stereotype Motivwahl der Kinder. In diesem Alter werden gerne Namen geschrieben oder Sujets gezeichnet, die immer und immer wieder geübt werden. Es ist kein nächster Schiele zu sehen, der hier in den Quark ritzt, sondern ganz normale Kinder mit einer Menge Phantasie. Ein Junge kratzt einen Hund und zwei Panzer, die ihn verfolgen, in den Quark und hat auch augenblicklich eine Erklärung dazu. Der Hund sei abgehauen und das Militär versuche ihn wieder einzufangen. Aber er entkomme immer. Und das Ende der Geschichte? «Er wird halt ein Strassenköter.»

Naturkunst am Sitterufer

Im Sittertobel steht auch eine Gruppe. Die Erst- und Zweitklässler sind hier gelandet, weil sich ihre Lehrerin Carmen Marxer nicht für Kunst interessiert, sondern mit ihnen lieber in die Natur wollte. Anstatt in der Wärme eines Ateliers zu malen, machen sie mit dem Steinmetz Patrick Benz Naturart an der Sitter. Eine nervöse Lebendigkeit pulsiert durch die zusammengewürfelte Projektwochen-Klasse. Die Schreie des Kleinsten hallen lange durch das Tobel, so sehr will er wieder nach Hause.

Eine Weile später steht jedes Kind stolz hinter seinem Werk und scheint wie bei einem Wettbewerb auf die Bewertung einer Jury zu warten. Steinmandalas schmiegen sich in den nassen Kies, Treibhölzer ragen krumm und mächtig in den Himmel, Burgen trotzen Wind und Wetter. «Der hat eine Sonnenbrille an. Und das hier ist eine Statue», erklärt der ruhigste Junge der Gruppe. Sein Meisterwerk nähert sich der geometrischen Perfektion, so exakte Kästchen hat er gelegt. Bei ihm fruchtet die ganze Naturart-Idee. Leise, aber mit leuchtenden Augen verspricht er, im Sommer auf einer Sitter-Sandbank genau dasselbe nochmals zu bauen.

Die meisten Gebilde haben keine Bedeutung. Entgeisterte Blicke und Unverständnis erntet derjenige, der wissen will, was gebaut wurde. Allzu lange hält das Interesse an der eigenen Kunst aber nicht an. Bald rangeln die Buben wieder miteinander oder werfen Steine in den Fluss. Die Mädchen streifen auf der Suche nach einem noch schöneren Stein, als es der Lieblingsstein im Hosensack schon ist, über den Kies. Mit Schlamm an den Füssen geht es zurück in die Stadt.

Wieder in der eigenen Welt

Am Ende der Woche sind alle Kinder wieder ganz in ihrer Welt. Aufgeregtes Geplauder perlt durch die Gänge des Schulhauses. Aus allen Zimmern strömen die Kinder – endlich wieder in ihren richtigen Klassen. In allen Stockwerken des Schulhauses hängt und steht wirblige Kunst, die in der Projektwoche entstanden ist. Im Dunkeln der Aula rufen die Kindergärtler während der Diashow, die die Woche Revue passieren lässt, am lautesten: «Das hend mir gmacht!».

Bis zu den Sommerferien ist das Schulhaus nun ein Kunstmuseum, die Ausstellung wird auf dem Pausenplatz eröffnet. Die Primarschüler hampeln und zappeln freudig herum – endlich im Sonnenschein. Einer muss vom Tischtennistisch gezerrt werden, einer weint, weil er sich das Knie aufgeschlagen hat, und einer fällt beim verträumten Tanzen ins Gestrüpp. Nur die Kindergärtler sitzen aufgereiht wie Perlen auf einer Kette der Mauer entlang und essen still und zufrieden ihren Znüni. Claudia Valer werden von allen Seiten die Hände geschüttelt. Glückwünsch! Merci! Eine gelungene Projektwoche! Ein Glück wurde kein nächster Kinder-Picasso entdeckt, sondern einfach eine Menge Freude am Basteln und Malen geweckt. ◆

Zauberbaracke und Raumschiffkarussell

Լինում է, չի լինում... (Es war, es war nicht ...) So beginnen die Geschichten in Armenien. Sie sind so reichhaltig wie die andere, die reale Geschichte des Landes. Uratäer, Sumerer, Griechen, Perser, die Sowjetunion, alle haben sie hier ihre Spuren hinterlassen. Doch wir interessieren uns nicht nur für Geschichte, sondern auch dafür was sie im heutigen Armenien hervorgebracht hat.

Parallel zur Kievyanstrasse liegt – von grossen Bauten geschützt – ein kleiner Platz. Von unserer Terrasse aus sehen wir direkt darauf hinaus und erleben immer wieder Szenen des armenischen Alltags, die sich darauf abspielen. Garagen aus Blech oder Beton begrenzen den Platz. Wenige von ihnen dienen ausschliesslich als Autoabstellplätze. In einer Motorradwerkstatt, von zwei Brüdern geführt, herrscht eine leidenschaftliche Arbeitsstimmung, mit grösster Sorgfalt wird an den Rädern gearbeitet. Die Garage daneben führt ein älterer Herr. Er ist stadtbekannt, weil er alles kann. Irgendwie hat er in seiner Zauberbaracke für jeden Auftrag die nötigen Teile zur Hand. Nur zu gerne würden wir etwas bei ihm reparieren lassen; leider ist nichts kaputt.

Am Sonntag ist ein Nachbar gestorben. Neben der Wohnungstür lehnt ein Sargdeckel und auf dem Vorplatz versammeln sich zwei Tage lang immer wieder Verwandte und Bekannte um Abschied zu nehmen. Am dritten Tag wird die traditionelle Beerdigung im Männerkreis stattfinden, am vierten Tag werden die Frauen Blumen an das frische Grab tragen. Auch am siebten und am vierzigsten Tag werden die Verwandten den Friedhof besuchen und auf kleinen Tischen und Stühlen, die neben den Gräbern fest installiert sind, Vodka trinken. Der Vorplatz leert sich wieder, der Besuch der Chavelwasserverkäuferin mit der kräftigen Stimme ruft den Alltag zurück.

Abends dienen die Dächer der Werkstätten und Garagen als Treffpunkt der harmlosen «Danger Kievyan». An der Wand haben Edgar, Ero, Vano und Alvaro den Platz mit ihren Namen markiert und Vagho prangt da – am grössten geschrieben, denn er ist der Anführer der Gang. Ihre ausladende Gestik, mit der sie diskutieren, erinnert uns an die Fischverkäufer am Sevansee. Mit ausgestreckten Armen stehen diese am Strassenrand und bezeichnen die gewaltige Grösse ihres Fanges. Wenn die Mitglieder der Bande einzeln von ihren Müttern nach Hause zitiert werden, erlischt die gefährliche Miene in ihren Gesichtern und sie werden wieder zu gehorsamen Knaben.

Eng Beisammen

Wohngemeinschaften gibt es praktisch keine in ganz Armenien, aber in Yerevan wohnen viele junge Familien in ihrer eigenen Wohnung. Traditionellerweise leben drei Generationen unter einem Dach, unter den Fittichen der Familienältesten. Während eines Ausfluges landen wir unverhofft in einem solchen Haushalt.

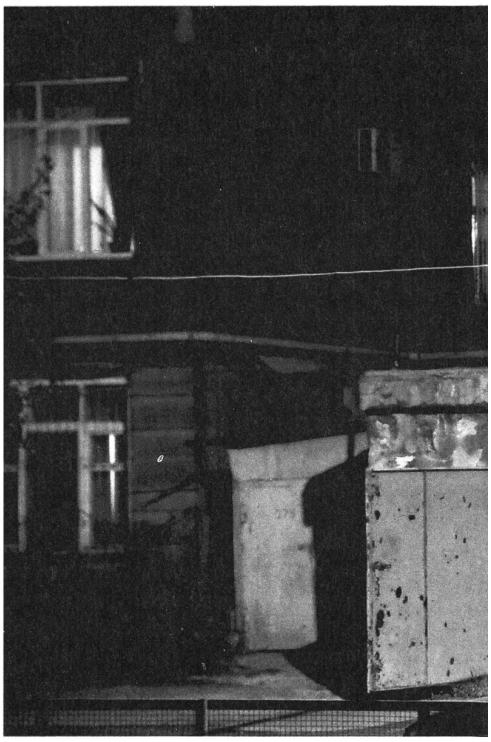
Nach dem Besuch der prähistorischen Ausgrabungen in Metsamor erkundigen wir uns bei einer Frau am Dorfrand nach dem nächsten Laden. Doch die Frau möchte uns selber verpflegen. Sie lädt uns in ihr Haus ein und ruft die ganze Familie zusammen. «Besuch aus dem Ausland!» Auch ohne die jungen Väter finden sich an die zehn Leute im Wohnzimmer zusammen. Die beiden Schwiegertöchter bedienen uns sofort mit Kaffee, Tan (salziger Sauermilch), frischen Äpfeln und Konfekt, setzen sich dann aber nicht zu uns an den Tisch, sondern beobachten uns neugierig von der Seite. Die Grossmutter füttert uns: Chmir' (trink!) und ger' (iss!), fordert sie uns immer wieder auf. Wir unterhalten uns, so gut es geht. «Warum habt ihr noch keine Kinder? Ich habe schon acht Enkelkinder.» Auf einem Sessel thront der Grossvater und erklärt uns, warum die Äpfel in Armenien so lecker und das Fleisch so zart sei. Erst als ein Gewitter aufkommt, verabschieden wir uns und bekommen von der Grossmutter ein Foto geschenkt; damit wir sie nicht vergessen.

Mit dem Minibus reisen wir zurück. «Fahren wir bald los?» fragt eine Frau neben uns. «Wir warten noch auf vier Seelen.» Der Fahrer entscheidet, wann sein Gefährt ausgelastet ist. Als der Bus schliesslich übervoll ist, das heisst die Notsitze sind heruntergeklappt und wir hocken eng beisammen, fahren wir endlich los, nur um gleich wieder zu stoppen. Noch zwei Personen mit einem riesen Sack steigen ein. Kein Problem, noch etwas zusammenrutschen und der Fahrer zieht einen weiteren Schemel hervor, so dass die Fläche des Busses nun voll ausgenutzt ist. Die Strasse im Dorf ist holprig und die Minibusfahrt lässt uns unsere vollen Bäuche spüren. Mit armenischer Popmusik im Ohr geht es zurück nach Yerevan.

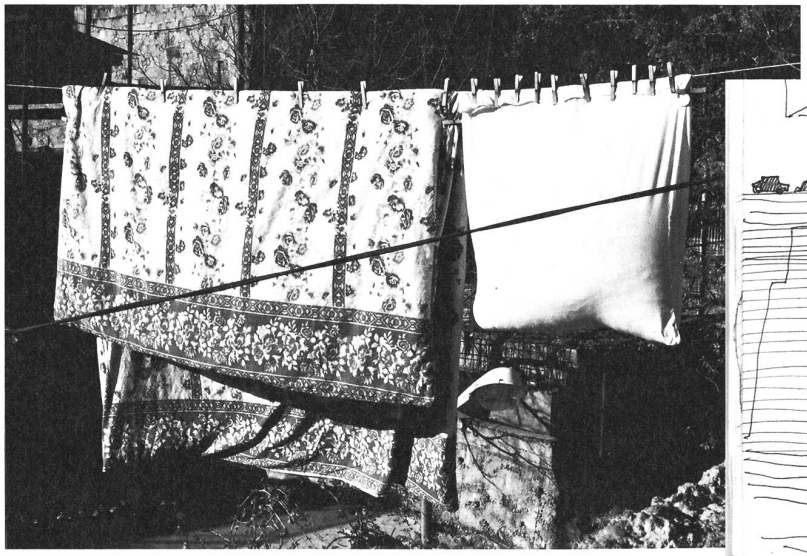
Charmante Freiformen

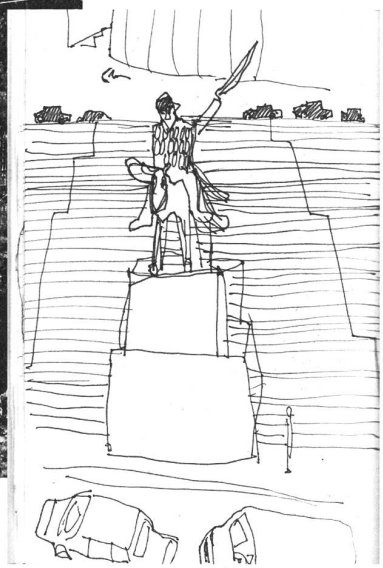
Mehr Beinfreiheit würde eine Reise im Lada-Taxi oder mit dem Zug bieten. Die Sowjetunion hat Yerevan einen kathedralen Bahnhof beschert. Heute fährt ein einziger Zug täglich nach Tblissi. Er wird von den Einheimischen wegen seiner Langsamkeit gemieden. Weitere sowjetische Höhepunkte sind der Botanische Garten mit dem galaktischen Gewächshaus und unser Lieblingsplatz: der Park. Dort befinden sich die Vorfahren unserer Chilbibahnen. Das Raumschiffkarussell mit seinen auf- und abschwebenden und sich dazu im Kreis drehenden Gondeln rattert so laut, dass die Musik übertönt wird und das Weltraumerlebnis der Sowjetunion umso realistischer erscheinen lässt. Der Betreuer ist stolz. Die Bahnen halten länger als die neuen und funktionieren obendrein immer noch einwandfrei.

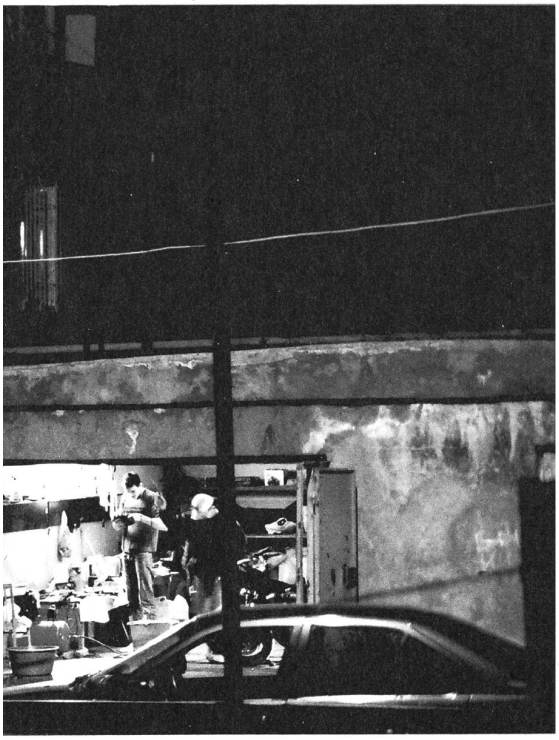
Doch Altes erfährt nicht nur Wertschätzung. Sämtliche Kirchen des Landes werden zwar restauriert, aber im Zentrum Yerevans werden ganze Stadtquartiere abgebrochen und durch Businessresidenzen ersetzt. Die grossen Supermärkte halten Einzug und die kleinen Läden gehen verloren – mit ihnen die Arbeitsstellen.

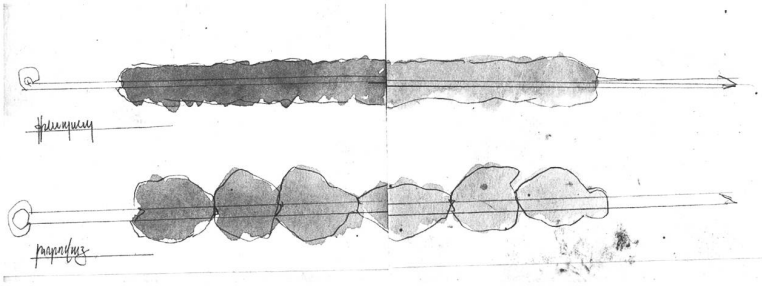


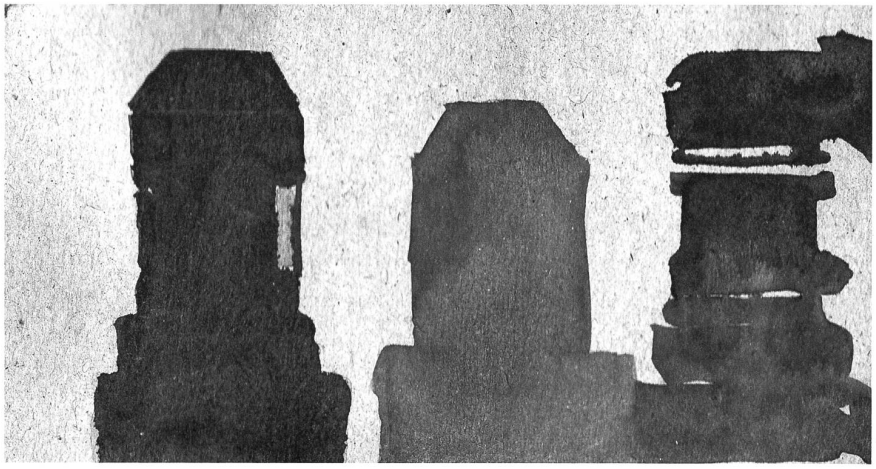
Etwas ausserhalb, an der Kievyanstrasse, erleben wir noch das wahre Einkaufsvergnügen. In den unzähligen Fachgeschäften finden wir alles, was wir brauchen. Auf dem belebten Markt kaufen wir frisches Gemüse und erhalten erst noch Rezepte dazu. Kleine Kabinen säumen die Trottoirs, die den Schuhmachern, DVD-Verleihern und Schneidern vorbehalten sind. Als wir Passfotos für den Bibliotheksausweis brauchen, bekommen wir beim Fotografen eine Live-Retuschiershow: Hautunreinheiten verschwinden, Frisuren werden zurechtgeschnitten. Arus, die sämtliche Treppenhäuser des Quartiers reinigt und bis spät abends Blumen auf dem Markt verkauft, wirkt immer zufrieden; das scheint uns bezeichnend für die armenische Lebensart. Dieses Volk hat schon viele Schläge, Vertreibungen und Un-









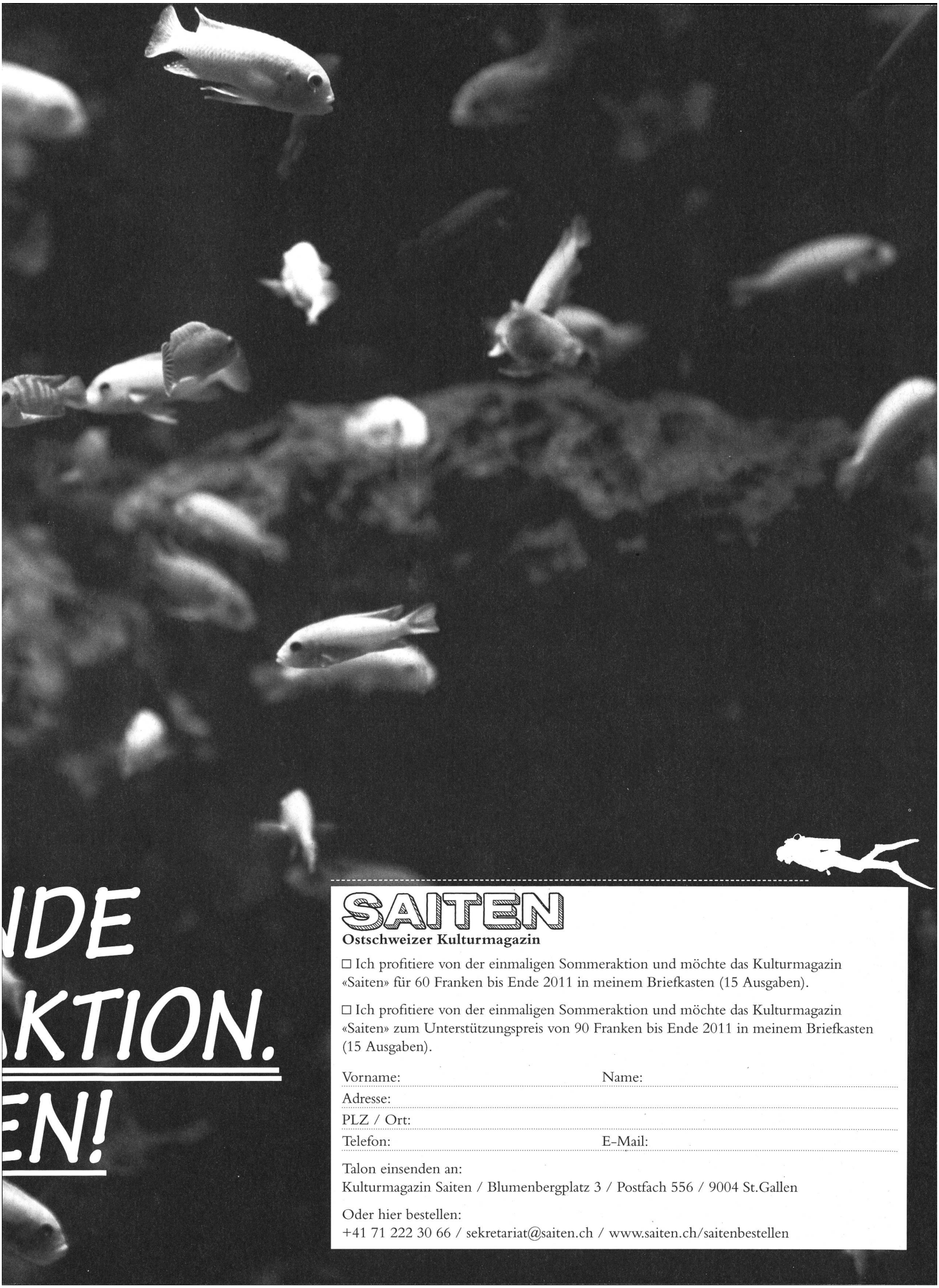


Bilder / Illustrationen: Angela Kuratli und Christian Hörler

terwerfungen über sich ergehen lassen müssen. Immer wieder war das Land Zentrum kriegerischer Auseinandersetzungen. Neue Herrscher kamen und versuchten, das Land und die Menschen zu verändern oder auszurotten. Eine Eigenschaft, die diese Menschen hier seit jeher auszeichnet, ist, dass sie immer einen Weg finden, ihr Wesen zu bewahren, egal wer sie gerade zu befehlen glaubt. Das stimmt uns positiv und zuversichtlich, dass es nicht gelingt, das charmante, eigenwillige und lebensfrohe Volk in eine genormte europäische Form zu drücken.

ANGELA KURATLI, 1984
CHRISTIAN HÖRLER, 1982
sind Grafikerin und Steinbildhauer aus St.Gallen und leben seit Februar 2010 für sechs Monate in Armenien.

15 MAL SAITEN BIS E
2011 ALS SOMMER-A
SCHON AB 60 FRANK



NDE
KTION.
EN!

SAITEN

Ostschweizer Kulturmagazin

☐ Ich profitiere von der einmaligen Sommeraktion und möchte das Kulturmagazin «Saiten» für 60 Franken bis Ende 2011 in meinem Briefkasten (15 Ausgaben).

☐ Ich profitiere von der einmaligen Sommeraktion und möchte das Kulturmagazin «Saiten» zum Unterstützungspreis von 90 Franken bis Ende 2011 in meinem Briefkasten (15 Ausgaben).

Vorname: Name:

Adresse:

PLZ / Ort:

Telefon: E-Mail:

Talon einsenden an:
Kulturmagazin Saiten / Blumenbergplatz 3 / Postfach 556 / 9004 St.Gallen

Oder hier bestellen:
+41 71 222 30 66 / sekretariat@saiten.ch / www.saiten.ch/saitenbestellen